

(Nachdruck verboten.)

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

48] Sein Gehirn war neu und unberührt und arbeitete gut in der Kälte; er verglich rastlos und zog Ergebnisse aus allem, womit er in Berührung kam. Und es schien, als wenn die einzelnen selbst sich nicht viel regten. Die Agitation bestand hauptsächlich darin, das zu wecken, was einmal vorhanden war. Im übrigen mußten sie so verbraucht werden wie sie waren, und eine jüngere Generation an ihre Stelle treten, der die Forderung nach Vergeltung auf der Zunge lag. Soweit er die Entwicklung übersehen konnte, ging sie nicht durch Generationen vor sich, sondern wuchs auf irgendeine wunderliche Weise aus dem leeren Raum zwischen ihnen auf. So konnte die Jugend beginnen, wo die Alten aufgehört hatten.

Das Schaffen des Geistes wirkte jetzt ebenso verborgen und mystisch auf ihn wie das des Blutes in seiner Kindheit; ihn konnte ein geheimes Schauern über sich selbst befallen, er fing an zu begreifen, was Worten damit gemeint hatte, daß der Mensch heilig sei. Entsetzlich war es, daß der Mensch so viel Not leiden mußte und Welles Groll vertiefte sich.

Durch seine Berührung mit allen den einzelnen erfuhr er jetzt, daß Worten nicht so ganz allein stand. Die Gemüter vieler klangen wieder von derselben Ungeduld und begriffen nicht, daß der, der hungert, sich damit beruhigen und begnügen soll, daß man sich organisiert. Es lag Umstürzlerisches in den Gemütern; ein harter Ton stieg auf, der anständige Leute veranlaßte, im weiten Bogen um die Arbeitslosen herumzugehen, während alte Leute den Untergang der Welt prophezeiten. Den Ton, den die Organisation sich jetzt aneignete, hatte noch niemand gekannt.

Eines Tages stand er in einem Torweg mit einigen anderen jungen Leuten zusammen und beredete die Lage der Dinge; es war ein kalter Versammlungsort, aber sie hatten nicht die Mittel, in dem gewohnten Wirtschaftslokal zusammen zu kommen. Die Diskussion wurde in einem sehr gedämpften Ton geführt, es lag etwas Verbissenes in den Stimmen. Da ging ein gut gekleideter Herr vorüber. „Da seht mal den schönen Ueberzieher,“ rief einer, „so einen möcht' ich auch wohl haben! Wollen wir uns den nicht mal in den Torweg hereinholen und ihm den Ueberzieher ausziehen?“ Er sprach laut und wollte auf die Straße hinaustreten.

„Keine Dummheiten,“ sagte Pelle finster und packte ihn beim Arm, „wir schaden uns nur selbst! Bedenkt, die Obrigkeit hat ein wachsaues Auge auf uns!“

„Ach was, 'n paar Wochen sitzen, dann hat man doch wenigstens so lange Kost und Logis,“ antwortete der Kamerad. Es war ein unheilverkündendes Aufblitzen in seinen sonst so klugen ruhigen Augen.

Es waren Gerüchte im Umlauf, daß die Stadtverwaltung einschreiten und der Arbeitslosigkeit abhelfen wollte, und kurz vor Weihnachten wurde auch eine größere Erdarbeit begonnen. Es war ein Stück von dem alten Wall, das geschleift und zu Parks und Boulevards umgewandelt werden sollte. Pelle meldete sich unter tausend anderen und hatte das Glück, angenommen zu werden; der Unternehmer nahm vorzugsweise die jungen Kräfte.

Jeden Morgen stellten sich die Arbeiter in Massen ein; die Aufseher wählten sich die aus, für die sie Verwendung hatten, der Rest konnte wieder gehen. Daheim saßen Frau und Kinder und freuten sich, und man hatte keine Lust, mit dem traurigen Bescheid nach Hause zu kommen; deswegen lungerte man auf dem Arbeitsplatz herum.

Sie stellten sich schon lange vor Tagesanbruch dort ein, um die ersten zu sein, obgleich nicht viel Hoffnung da war. Da war es doch wenigstens ein Vorwand, um das Bett zu verlassen, der Mühsiggang brannte ihnen auf den Lenden wie ein Höllefeuer. Wenn die Aufseher kamen, drängten sie sich stumm, aber mit eindringlichen Augen vor. Da war eine Frau mit ihrem Mann gekommen, er ging bescheiden hinter

ihre her, hielt die Augen unverwandt auf sie gerichtet und tat genau so wie sie. Ein großer und starker Kerl war er, aber er unternahm nichts auf eigene Hand, schob sich nicht einmal die Nase aus, ohne daß sie ihn dazu pufste. „Komm her, Thormald,“ sagte sie und pufste sich vor, so daß es weh tat. „Salt Dich dicht hinter mir!“ Sie sprach mit harter Stimme in die Luft hinein, als wolle sie ihr Vorgehen den anderen gegenüber begründen, sah aber niemand an: „Er kann nämlich so schlecht für sich selbst reden!“ sagte sie aufs Geratewohl. Ihre gereizte Stimme machte Pelle zusammenzuckend, sie war aus Bornholm. Ach, die schneidigen, jungen Mädchen daheim, sie waren eine Errettung für den Mann! — „Und die Kinder müssen ja doch auch leben!“ fuhr sie fort. „Wir haben acht, ja acht!“

„Dann ist er doch zu was zu gebrauchen,“ sagte ein verfrorener Arbeiter.

Die Frau arbeitete sich hindurch, und es gelang ihr auch wirklich, ihren Kerl anzubringen. „Und nun tußt Du hübsch, was sie Dir sagen, und läßt Dich nicht zu irgendwelchen Narrenstreichen verlocken!“ sagte sie und versetzte ihm einen Buß, der ihm drüben auf der Arbeitsstelle in Gang setzte. Trotzig erhob sie den Kopf, als um sie her spöttisches Gelächter erklang.

Der Platz glich einem Sklavenmarkt, die Aufseher gingen umher und suchten die Kräftigsten aus, befähigten sie mit den Augen und wählten nach Muskeln und Rückenbreite. Der Unternehmer fuhr umher und erteilte Anordnungen. „Das ist einer von den Großen,“ sagten die Arbeiter knurrend, „hier muß die ganze Arbeitskraft der Stadt aufmarschieren, damit er sich die besten herausuchen kann. Und dabei hat er den Tageslohn um fünfzig Ore heruntergesetzt. Er ist noch dazu selbst Erdarbeiter gewesen, nun ist er aber ein Mann, der seine Hunderttausend das Jahr hat. Ein richtiger Blutausauger ist er!“

Die Massen fuhren fort, dazustehen und den Tag herumzulungern, in der Hoffnung, daß irgend jemand absiele oder krank wurde — irgend was Blödsinniges — so daß man seine Stelle einnehmen konnte. Es war ihnen unmöglich, sich loszureißen. Schon allein, daß die Arbeit im Gange war, fesselte sie. Das sah aus, als wollten sie jederzeit den Arbeitsplatz stürmen, und die Polizei hatte einen Kreis um sie gebildet. Sie standen da und drängten sich vor, geistesabwesend vor Verlangen nach Arbeit, mit krankhafter Sehnsucht in den Mienen. Wenn die Masse zu weit vorgezogen war, ließ sie sich zögernd wieder zurücktreiben. Plötzlich konnte eine Lücke entstehen, ein Mann sprang über die Latten hinweg und griff nach einer Hacke. Ein paar Schutzleute entrangen das Gerät seiner Hand und führten ihn ab.

Da stieg Trotz in ihnen auf, wie sie so dastanden mit ihrer Not und der ganzen schamlosen Lage; es äußerte sich in einem wütenden halb inwendigen Knurren. Sie folgten dem Unternehmer mit wunderlichen Augen, als suchten sie etwas bei ihm, was ihnen nicht einfallen wollte.

In seinem Uebermut über das schwindelerregende Anerbieten von Arbeitskraft wollte er noch weiter gehen und die Arbeitszeit um noch eine Stunde verlängern. Das wurde den Arbeitern eines Morgens als Befehl mitgeteilt als sie gerade angefangen hatten. Aber im selben Augenblick warfen die vierhundert Mann bis auf zwei das Werkzeug hin und traten zu ihren Kameraden hinaus. Die Aufseher kamen und riefen neue Arbeitskräfte herbei, aber niemand meldete sich. Sie standen da und beredeten die Sache, blau in den Gesichtern vor Wut, jetzt sollte ihre Ausgehungertheit dazu benutzt werden, um dem Unternehmer mit einem weiteren Hunderttausend zu bereichern! „Wir müssen uns an die Stadtverwaltung wenden,“ riefen sie. „Nein, an die Zeitung!“ erwiderten andere. „An die Zeitung! Die Zeitung ist besser!“

„Sich an die Stadtverwaltung zu wenden, nützt nichts, solange wir nicht unsere Parteigenossen hineingewählt haben!“ rief Pelle. „Gedenkt ihnen das jetzt, bei den Wahlen, Kameraden! Wir müssen unsere Parteigenossen überall haben, eher haben ihre Uebergriffe kein Ende. Und jetzt müssen wir zusammenstehen und aushalten. Muß es sein, so ist es besser auf einmal totzuhungern als langsam!“

Sie antworteten nicht, sondern scharten sich dicht um ihn und hörten schwerfällig zu, gar zu entsetzlich hart und grüß-

lich wurde hier gelauscht. Diese Männer hatten mitten in der Not und dem Elend des Winters ihrem einzigen Ausweg Streik erklärt. Woran sie jetzt wohl denken mochten? Pelle sah sich im Kreise um und erschrak über ihren stummen Mut. Dieses drohende Schweigen durfte nicht sein, wozu konnte es führen? Irgend etwas Ueberwältigendes, das sich nicht beherrschen ließ, schien ihren steinharten Gesichtern entspringen zu wollen! Er sprang auf einen Steinhäufen.

„Kameraden!“ rief er mit mächtiger Stimme, „dies hier ist nur ein Uebergang, wie der Fuchs sagte, als sie ihm den Pelz abzogen! Die Kleider haben sie uns genommen und auch das meiste vom Essen und Trinken und häuslicher Gemütlichkeit, jetzt wollen sie versuchen, uns auch das Fell abzuziehen. Nun gilt es vorwärts oder zurück! Die große Prüfungszeit ist vielleicht da, jetzt müssen wir für das einstehehen, was wir gewollt haben! Haltet zusammen, Kameraden! Verlaßt Euch nicht und gebt nicht nach! Es ist hart genug, dies hier; bedenkt aber, wir stehen in dem großen Winter, der Aufsteigen verheißt! Die Nacht ist immer am schlimmsten, ehe der Tag graut! Und sollten wir uns davor fürchten, ein wenig zu leiden, wir, die wir seit Jahrhunderten gelitten und geduldet haben? Daheim sitzen unsere Frauen und grämen sich, vielleicht werden sie ärgerlich auf uns sein. Wir hätten doch wenigstens annehmen können, was sich uns anbot, sagen sie. Aber wir können nicht fortfahren mit anzusehen, daß unsere Lieben daheim trotz unserer angestrengten Arbeit dahinwelken. Bisher ist die Arbeit des armen Mannes wie ein zweckloses Flehen zum Himmel gewesen: Verschone uns vor Hunger und Schmutz, vor Elend und Kälte, gib uns Brot und wiederum Brot! Verschone unsere Kinder mit unserem Schicksal, laß ihre Glieder nicht welken und ihren Geist nicht in Blödsinn hinterben! Das ist unser Gebet gewesen, aber es gibt nur ein Gebet, das taugt, und das ist, den Bösen zu trohen! Wir sind das auserwählte Volk, und deswegen müssen wir Halt sagen! Wir wollen nicht länger mitmachen, um unserer Frauen und Kinder und deren Kinder willen! Ja, aber was geht uns die Nachwelt an? Freilich geht sie uns was an, gerade uns! Waren Eure Eltern wie Ihr? Nein, die wurden in Staub und Armut erdrückt und trocken demütig vor der Macht und den Großen. Woher haben wir denn alles in uns, das uns so stark macht und uns veranlaßt, uns zusammenzuscharen? Die Zeit hat stillgestanden, Kameraden! Sie hat ihre Finger auf unsere Brust gesetzt und gesagt: Das sollt Ihr tun! Hier, wo wir stehen, hört das Alte auf und das Neue beginnt, und darum haben wir unsere Gerätschaften ja hingeworfen, mit der Not vor Augen. So etwas ist noch nie zuvor gesehen worden! Wir wollen das Leben umkehren und es gut für den armen Mann machen, für alle Zeiten! Ihr, die Ihr so oft Leben und Wohlfahrt für ein Zweikronenstück gewagt habt, jetzt haltet Ihr die ganze Zukunft in Eurer Hand. Haltet jetzt aus, ruhig und besonnen! Und Ihr werdet niemals vergessen werden, solange es Arbeiter auf Erden gibt! Dieser Winter wird der letzte sein, wenn wir nur ausharren, dahinter liegt das Land, nach dem wir gewandert sind, Kameraden! Durch uns wird es tagen!“

Pelle wußte selbst nicht, welche Worte er sprach. Er fühlte nur, daß irgend etwas durch ihn redete, das Mächtigste, das niemals log. Es lag ein leichter, prophetischer Klang über seiner Stimme, der ihn mitriß, sein Blut flammte. Vor ihren Augen erhob sich eine Gestalt aus dem erdrückenden Winter und ragte im Licht auf, eine Gestalt, die sie selber war und doch ein junger Gott. Er stieg neugeboren aus dem Elend selber auf, schlug den schweren Schicksalsglauben beiseite und schenkte statt dessen einen neuen Glauben, den lichten Glauben an die eigene Kraft! Sie schrien zu ihm empör, zuerst einzelne Stimmen, dann alle. Er sammelte ihre Schreie zu einem mächtigen Begehoh auf die neue Zeit. —

Jeden Tag stellten sie sich ein, nicht um zu arbeiten, sondern um dort in stummem Protest zu stehen. Wenn die Aufseher die Arbeiter vorriefen, standen sie in stummen Gruppen da, drohend wie ein dunkler Felsen. Hin und wieder riefen sie einen Fluch über sie aus, über die, die sie im Stich gelassen hatten. Die Stadt unternahm nichts. Man hatte den Notleidenden eine helfende Hand gereicht und sie hatten danach geschlagen. Jetzt mußten sie selbst die Folgen hinnehmen. Der Unternehmer hatte die Erlaubnis erhalten, die Arbeit ganz aufzuheben, aber er hielt sie mit ein paar Dutzend Streikbrechern im Gange, um die Arbeiter zu reizen.

(Fortsetzung folgt.)

## Chadschi-Murat.

Von Leo Tolstoi.

29]

Der Morgen war nebelig, um die Frühstückszeit jedoch wurde das Wetter klar, und die Sonne schien hell auf das junge Laub, auf das frisch herborstreichende, jungfräulich grüne Gras, auf die eben ausgegangenen Saaten und die geträufelte Oberfläche des rasch hineilenden Flusses, der links vom Wege sichtbar war. Chadschi-Murat ritt im Schritt daher, und die Kosaken sowie seine Muriden hielten sich dicht hinter ihm. So ging es ein ganzes Stück Weges vor die Festung hinaus. Frauen mit Körben auf dem Kopfe, Soldaten auf Jouragewagen, Inarrende, mit Büffeln bespannte zweiräderige Karren begegneten ihnen. Als sie etwa zwei Werst von der Festung entfernt waren, brachte Chadschi-Murat seinen labardinischen Schimmel in eine raschere Gangart, und auch die Muriden und Kosaken setzten sich in Trab.

„Ein prächtiges Pferd hat er doch,“ meinte Ferapontow. „Das hätte er damals haben sollen, wie er noch gegen uns war — ich hätte's ihm nicht lange gelassen!“

„Zu Tiflis hat man ihm dreihundert Rubel dafür geboten.“  
„Und ich weite, daß ich ihn auf meinem Fuchs überhole,“ sagte Nasarow.

„Das wollen wir doch erst sehen,“ meinte Ferapontow.

Chadschi-Murat ritt in immer rascherem Tempo.

„Geda, Freund, das geht nicht! Immer langsam!“ rief Nasarow und ritt an Chadschi-Murat heran.

Chadschi-Murat sah sich nach ihm um und ritt, ohne ein Wort zu sagen, in seinem flotten Tempo weiter.

„Ich sag' Euch, die Kerle haben etwas im Sinn,“ sagte Ignatow. „Da — wie sie sie uns anglohen!“

Noch eine Werst legte man so nach den Bergen hin zurück.

„Ich sag's noch einmal: das geht nicht so!“ schrie Nasarow Chadschi-Murat zu.

Chadschi-Murat antwortete nicht und sah sich auch nicht um, sondern beschleunigte nur noch sein Tempo und ging in einen kurzen Galopp über.

„Nein, Du entkommst mir nicht!“ rief Nasarow, der sich an der Ehre gepackt fühlte.

Er versecte seinem großen Fuchswallach einen kräftigen Reiterschreib, richtete sich in den Steigbügeln auf, neigte sich vor und setzte in gestrecktem Galopp Chadschi-Murat nach.

Der Himmel war so klar, die Luft so frisch, und die Lust und Freude am Leben erfüllte so ganz Nasarows Seele, als er jetzt, mit seinem waderen guten Tiere gleichsam in eins verwachsen, auf dem ebenen Wege hinter Chadschi-Murat herjagte, daß ihm auch nicht der leiseste Gedanke kam, es könnte etwas Schlimmes, Schreckliches eintreten. Er freute sich nur, daß er mit jedem Satz, jedem Sprunge Chadschi-Murat näherkam. Dieser schloß aus dem immer vernehmlicher klingenden Aufschlag des Kosakenpferdes, daß Nasarow ihn über kurz oder lang einholen mußte, und während er mit der rechten Hand nach seiner Pistole griff, suchte er mit der linken seinen in Hitze geratenen, durch die Fußschläge in seinem Rücken beunruhigten Kabardiner zurückzuhalten.

„Das geht nicht, sage ich!“ schrie Nasarow, der nun schon fast Seite an Seite mit Chadschi-Murat ritt und bereits die Hand ausstreckte, um den Zügel seines Pferdes zu fassen. Aber noch hatte er den Zügel nicht berührt, als plötzlich ein Schuß krachte.

„Was fällt Dir denn ein?“ rief Nasarow und sahte nach seiner Brust. „Los auf sie, Jungens!“ rief er den Kosaken zu und taumelte im Sattel zurück.

Doch die Muriden griffen noch vor den Kosaken zu den Waffen, schossen ihre Pistolen auf sie ab und hieben mit den Säbeln auf sie ein. Nasarow hing schlaff auf seinem Pferde, das führerlos mit ihm hinter den anderen Pferden herlief. Ignatows Pferd brach zusammen und riß seinen Reiter mit zu Boden; zwei der Bergbewohner hieben, ohne abzusteigen, auf seinen Kopf und seine Arme ein. Petratow wollte dem Kameraden zu Hilfe kommen, aber zwei Schüsse, der eine in den Rücken und der andere in die Seite, machten ihn kampfunfähig, und er fiel wie ein Sack vom Pferde.

Mischkin und Ferapontow hatten leidet gemacht und waren nach der Festung zurückgejagt. Chanefi und Wata setzten ihnen nach, doch sie hatten schon einen zu großen Vorsprung, als daß sie die Muriden hätten erreichen können. Als diese das Vergebliche ihres Bemühens erkannten, lehrten sie zu den Thüren zurück. Gamsalo, der mit seinem Dolde Ignatow den Rest gegeben hatte, versecte auch Nasarow noch einen letzten Stich und riß ihn vom Pferde. Wata nahm den Getöteten die Patronentaschen ab. Chanefi wollte Nasarows Pferd mitnehmen, doch Chadschi-Murat rief ihm zu, er solle es nur zurücklassen, und ritt im Galopp die Straße entlang weiter. Die Muriden jagten hinter ihm drein, gefolgt von Nasarows Pferde, das sie vergeblich zurückzusehen suchten. Sie sprangten eben mitten durch die Reisfelder, als vom Turme in Kucha ein lauter Alarmschuh erdrönte.

Petratow lag mit aufgeschlitztem Bauche auf dem Kampfplatz — sein jugendliches Gesicht war dem Himmel zugewandt; wie ein Fisch auf dem Trocknen, schnappte er lautlos nach Luft und starb.

„Gergott, Kinder, was habt Ihr denn da angerichtet?“ rief der Festungskommandant und sahte sich verzweifelt an den Kopf, als er die Nachricht von Chadschi-Murats Flucht erhielt. „Nun geht

es mir an Kopf und Kragen! Wie konntet Ihr den Räuber nur laufen lassen?" schrie er auf die Kosaken los, die ihm soeben das Vorgefallene gemeldet hatten.

Sogleich wurde überall Alarm geschlagen, und nicht nur die Kosaken, die zur Verfügung standen, sondern auch die Milizen der friedlichen Dörfer wurden, soweit dies in der Kürze der Zeit möglich war, mobil gemacht und den Flüchtlingen nachgesandt. Eine Belohnung von tausend Rubeln wurde für denjenigen ausgesetzt, der Chadschi-Murat, ob tot oder lebendig, zurückbringen würde. Zwei Stunden, nachdem Chadschi-Murat mit seinen Begleitern entflohen war, befanden sich bereits zweihundert Reittiere mit dem Kommissar an der Spitze unterwegs, um die Entkommenen wieder einzufangen.

Nachdem Chadschi-Murat noch einige Werst auf der Landstraße weitergeritten war, hielt er seinen schwer keuchenden, ganz in Schweiß gebadeten Schimmel für einen Augenblick an. Rechts vom Wege sah man die Hütten und das Minarett des Dorfes Benedschisch, links dehnten sich weithin die Reisfelder, und hinter ihnen schimmerte von ferne der Fluß. Biewohl nun der Weg in die Berge nach rechts führte, schlug Chadschi-Murat doch die entgegengesetzte Richtung, nach links hin, ein, da er annahm, daß die Verfolger den Weg nach rechts wählen würden. Er gedachte an der ersten besten Stelle über den Alajan zu sehen, an anderen Ufer, wo ihn niemand vermuten würde, entlang zu reiten, bis er den Wald erreichte, dann wieder überzusehen, auf die Straße zurückzukehren und nun erst seinen Weg in die Berge zu nehmen. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, nahm er sogleich seinen Weg nach links. Doch es zeigte sich, daß es unmöglich war, an den Fluß zu gelangen. Das Reisfeld, das er passieren mußte, war, wie stets im Frühling, unter Wasser gesetzt und in einen einzigen großen Sumpf umgewandelt, in dem die Weine der Pferde tief versankten. Chadschi-Murat ritt mit seinen Begleitern bald dahin, bald dort hin, in der Hoffnung, einen trockeneren Weg zu finden, aber die Felder, auf die sie gerieten, waren alle in gleicher Weise überschwemmt und unpassierbar. Die Pferde konnten nur mit Mühe die versinkenden Weine aus dem schludernden Morast ziehen, machten schwer keuchend ein paar Schritte und blieben immer wieder stehen. Eine ganze Zeilang quälten sie sich auf diese Weise ab, ohne den Fluß zu erreichen. Da erblickten sie ein kleines Gehölz, aus niedrigem Buschwerk bestehend, das sich inselartig aus dem Reisfeld erhob. Dort hin beschloß Chadschi-Murat sich zu wenden, um im Schutze der Sträucher die erschöpften Tiere ausruhen zu lassen und den Anbruch der Nacht abzuwarten. Sie erreichten das Gehölz, stiegen ab, fesselten die Pferde und ließen sie weiden. Sie selbst verzehrten das aus Brot und Käse bestehende Mahl, das sie mitgenommen hatten. Unentdeckt blieben sie hier bis zum Einbruch der Dunkelheit. Der im ersten Viertel stehende Mond, der zuerst gesehenen hatte, war hinter die Berge gegangen, und die Nacht war dunkel. Es gab um Kucha herum besonders viele Nachtigallen, und auch in dem Gehölz ließen sich jetzt einige vernehmen, nachdem sie anfänglich, solange die Reiter mit ihren Pferden sich hin und her bewegten, still geblieben waren. Unwillkürlich lauschte Chadschi-Murat, während er besorgt in die Nacht hinaus spähte, ihrem Gesange.

Und er dachte an den Nachtigallengesang und das Lied von Gamsat, die ihn heute naht, als er im Hausflur sich Wasser holte, so gefesselt hatten. Jeden Augenblick konnte es ihm jetzt ebenso ergehen wie jenem Gamsat. Eine Ahnung beschlich ihn, daß sein Schicksal das gleiche sein würde, und tiefer Ernst senkte sich in seine Seele. Er breitete seinen Filzmantel auf der Erde aus und verriechte sein Gebet. Kaum hatte er es beendet, als sich in der Ferne ein Geräusch vernahmen ließ, das sich dem Gehölz zu nähern schien. Es rührte, wie ihm vorkam, von zahlreichen Hufen her, die durch das feuchte Reisfeld dahergewatet kamen. Der scharfsichtige Wata lief an den Rand des Gehölzes und sah im Dunkeln die Schatten von Reitern und Fußgängern. Chanefi, dort auf der anderen Seite des Gehölzes Ausschau hielt, sah auch dort Reiter und Fußgänger, die näher und näher kamen. Das war Karganow, der Kommissar des Bezirks, mit seinen Milizen. „Wohlan, so werden wir kämpfen, wie Gamsat,“ dachte Chadschi-Murat.

(Schluß folgt.)

## Neuere chemische Literatur.

Unter der heinahe von Tag zu Tag anwachsenden Fülle von populärer chemischer Literatur behauptet das Werk von Prof. Passar-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben noch immer seinen altbewährten hervorragenden Platz. Das inzwischen fast in alle Kulturprachen überetzte Buch liegt nunmehr in der 7. Auflage mit zahlreichen Zusätzen und Erweiterungen versehen vor. (Verl. v. Voh. Leipzig. Preis geb. 4 M.)

Das Werk ist aus Vorträgen hervorgegangen und der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, den breiten Fluß der freien Rede auch in der Buchform beizubehalten. Die Darstellung schreibt umgewungen von den Erscheinungen des täglichen Lebens, wie Atmung, Ernährung, Kleidung usw., zu den kompliziertesten und feinsten Methoden der modernen technischen Chemie fort. Aber nicht nur die vollendete, nahezu künstlerische Form der Darstellung, gepaart mit der Klarheit und Präzision des Ausdrucks, sichert dem

Werk seinen Erfolg. Das macht vor allem die Methode, die nicht darauf gerichtet ist, unser Gedächtnis mit möglichst vielem, unzusammenhängendem Tatsachenmaterial zu belasten, sondern hauptsächlich den Zweck verfolgt, unser Denken anzuregen, ihm die Eigenart und Bedeutung der chemischen Prozesse scharf einzuprägen. Eben dieses hohe pädagogische Gesicht, das gerade für die Darstellung der Chemie mit ihrer Vielgestaltigkeit der Erscheinungen ebenso wertvoll wie selten ist, macht das Buch zu einem für den Selbstunterricht unerleghchen Werke.

Der Inhalt des Buches ist so umfassend, daß er hier nur angedeutet werden kann. Es gibt wohl kein technisch-chemisches Verfahren von den ältesten und einfachsten bis zu den kompliziertesten und neuesten Errungenschaften der Wissenschaft, das hier nicht seine Darstellung oder wenigstens Erwähnung gefunden hätte. Das „tägliche Leben“ wird in weitestem Sinne als das gesamte Kulturleben aufgefaßt. So gewinnt man hier neben Kenntnissen über elementare chemische Vorgänge im Tier- und Pflanzentörper, über Grundlagen der Ernährungsphysiologie, auch Einblicke in das Wesen der Industrie solcher wichtiger Erzeugnisse wie Zucker, Spiritus, Leuchtgas, Papier, Farben, Glas und viele andere Dinge. Der Inhalt ist sorgfältig den großen Fortschritten der Zeit angepaßt. So finden wir jetzt in der Neuauflage z. B. Mitteilungen über Radium, die Industrie der künstlichen Edelsteine, Kunstleder, Fortschritte der Pflanzfabrikation, Gewinnung von Brompiperit aus den Abwässern der Sulfitzellulosefabriken, industrielle Torfverwertung in Form von Kraftgas und Ammoniak und anderes mehr.

Der Verfasser sucht seine Darstellung durch Ausblicke in das ökonomische Gebiet zu beleben. Das ist an sich sehr lobenswert, und es ist auch anzuerkennen, daß diese Ausblicke manches Wertvolle enthalten. Wenn ihm jedoch dabei, was nur zu begreiflich ist, hier und da ein Satz unterläuft, hinter dem u. E. ein dickes Fragezeichen gehört, so wollen wir mit ihm darüber nicht rechten. Großen Schaden werden diese gelegentlichen Entgleisungen ja doch nicht anrichten können.

Neben diesem vortrefflichen Werke, das seines Umfanges und Preises wegen vornehmlich in Arbeiterbibliotheken gehört, nimmt sich das soeben erschienene kleinere Werkchen von Dr. A. Reih: Chemie im Alltag (Kleine Bibliothek Nr. 19, Verlag J. S. B. Diez-Suttgart, Preis geb. 1 M.) allerdings zunächst recht bescheiden aus. Sieht man näher zu, so findet man trotzdem, daß das Ziel, das sich die Schrift stellt: in das große Gebiet chemischen Denkens einzuleiten, die Sinne für das Alltägliche zu schärfen, durch Mitteilung von Tatsachen, die auf dem Wege chemischen Fortschens erkannt wurden, zu zeigen, daß alles, von dessen Vorhandensein die Sinne uns berichten, im stetigen Wandel sich befindet — daß dieses Ziel mit wenigen Mitteln doch recht gut erreicht worden ist. Die Darstellung, deren Gebiet sich im großen ganzen mit dem des oben besprochenen Werkes deckt, ist mehr systematisch, jedoch durch die gute Auswahl und Anordnung des Stoffes keineswegs trocken und ermüdend. Nach kurzer Einleitung, in der Grundbegriffe der Chemie erörtert werden, folgen die Kapitel: Wasser und Luft; Die Säuren; Die Laugen; Die wichtigsten Salze; Glas und Ton; Künstliche Edelsteine; Die Metalle und ihre Verbindungen; Die Farben; Die Feuerstoffe; Brennstoffe und Leuchtstoffe; Sprengstoffe; Die Nahrungs- und Genussmittel. Der Verfasser war sich des engen räumlichen Rahmens des Werkes anscheinend wohl bewußt. Es macht sich daher nirgends eine lästige Anhäufung von Nebenbachtigkeiten bemerkbar; die Hauptzusammenhänge sind scharf und präzis herausgearbeitet, und so reißt sich das schöne Bündchen seinen Vorgängern würdig an.

Dieses läßt sich über das neueste Bündchen der „Bücher der Naturwissenschaft“ in Neclams Univ.-Bibl.: Dr. Güntherer Wudde: Chemie und Technik leider nicht sagen. Schon eine flüchtige Durchsicht des sorgfältig ausgearbeiteten Sachregister, das nicht weniger als etwa 1000 Stichwörter enthält, läßt starke Zweifel darüber aufkommen, ob denn wirklich die Aufgabe, „eine kurze Uebersicht zu geben über die Wege, auf denen menschlicher Geist und menschliche Arbeit die Umwandlung der Materie in nützliche Stoffe ermöglicht haben“, in einem engen Rahmen von 160 Seiten eines Neclam-Bündchens überhaupt lösbar ist. Nähere Bekanntschaft mit dem Werkchen kann diese Zweifel nur bestärken. Denn trotz der wirklich außergewöhnlichen Gabe des rühmlich bekannten Verfassers, mit wenigen Worten vieles zu sagen, hebt sich die Darstellung nur in wenigen Fällen über die Stufe des bloßen Aufzählens verschiedener Verfahren der chemischen Technologie. Mag der Verfasser selbst daran keine Schuld tragen; das Zusammenpressen des ungeheuer ausgedehnten Stoffes auf wenige Seiten hat das Werk als populäre Broschüre total ungenießbar gemacht und ihm nur die Bedeutung eines kleinen Wörterbuches der chemischen Technologie gelassen.

Als solches wird es nun gewiß seine Dienste in all den Fällen leisten, wo es gilt, schnell kurze und zuverlässige Auskunft in Fragen der chemischen Technologie zu holen. Sein überreicher Inhalt umspannt folgende Gebiete: Metallurgie, Wasser, Brenn- und Leuchtstoffe, Anorganische chemische Industrie, Explosivstoffe, Glas- und Tonwaren, Märl, Fette und Öle, Kohlehydrate, Alkohol, Farbstoffe und Färberei, Gerberei, Aethere, ische Öle und Niacstoffe.

Von den besprochenen Werken lassen die von Passar-Cohn und Bugge die Darstellung durch Zeichnungen und Tafeln unterstützen. Da sich auf diese Weise rein technische Methoden, auf die im Texte nicht näher eingegangen werden kann, einigermaßen vor Augen führen lassen, wäre es wünschenswert, daß auch das Werkchen von

Reiz bei der nächsten Auflage eine Vervollkommnung nach dieser Richtung hin erfahren möge. V. Th.

## Kleines Feuilleton.

### Sprachwissenschaftliches.

**Geflügelte Worte, die in Büchmann fehlen.** Die Kämpfer für ein besseres Verhältnis unseres Volkes zur Sprache sehen bekanntlich eine Ursache des bisherigen Elendes in Wort und Schrift in der gedankenlosen Verwendung der ersten besten Bilder und Wortformen; das Eingehen auf Entstehung und Inhalt der bekanntesten Wortbilder führt einerseits zur Betrachtung unseres Sprachschatzes und im Erkennen der Eigenheiten zu einer gewählteren Ausdrucks- und Schreibweise. Die Nachweisung des Ursprungs folgender geflügelter Worte, die wir unaufhörlich anwandten, oft ohne den einseitigen Sinn zu wissen, dient besonders der Stärkung des Sinnes für die Sprache.

Wie schwierig die einwandfreie Beantwortung der Herkunftsfrage sein kann, beweisen die von Feldmann in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ angegebenen Ansichten über das geflügelte Wort „Wissen, wo Barthel Most holt“. Man kann Most von Moos = Geld ableiten, oder den italienischen Rechtslehrer Bartolus, der um 1350 als pfiffiger Advokat bekannt war, als geistigen Vater sehen. Andere weisen darauf hin, daß in der Gaunerprache Barthel so viel wie „Vredelisen“ bedeutet, was einen Sinn gibt, der nicht ganz abzuweisen wäre. Wie alt der Spruch ist, geht daraus hervor, daß in zwei Sprüchen des 16. Jahrhunderts vorkommt: *résolu comme Barthols* (Entschlossen, wie Bartol). Uebergehen wir die schwächlichen Altmann-Erklärungen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, die von einem Mostschenker erzählen oder vom heiligen Bartholomäus, so kommt dem Sinne, den wir heute mit dem Wort verbinden, wohl die Erklärung am nächsten: „daß es am 24. August, eben dem Barthelstag des Kalenders noch gar keinen Most gebe, man also damit scherzhaft einen Menschen zurechtweisen wollte, der gescheiter sein wolle als andere“.

Der durch mißverstandenen Patriotismus etwas in äheln aufgekommene Turnerspruch „Frisk, fromm, fröhlich, frei“ wird aus 1574 schon nachgewiesen. „Frisk, fromm, fröhlich, frei ist aller Studenten Gespree“ heißt es in einem handschriftlichen Liederbuch jenen Jahres. Und aus 1673 ist eine andere Anwendung bekannt

„Frisk, frei, fröhlich, freundlich, frumb (fromm)  
„Ist aller Buchdrucker Reichthum“.

Damit ist allerdings das Alter der Phrase und dekorativen Füge ebensoweit zurückzuführen.

„Wo her nehmen und nicht stehlen“ stammt aus einem Trauerspiel Wagners (1776) die Kindermörderin, wo es heißt: „Wo her nehmen und nicht stehlen? Wenn Sie mich auf den Kopf stellen, so fällt kein Heller heraus.“

„Leben und Leben lassen“, das sich bei Goethe etwa acht mal findet, scheint Wieland zum Urheber zu haben, wie aus dem Briefwechsel Zelters mit Goethe hervorgeht. „Leben und leben lassen“, spricht Papa Wieland; und wenn unser einem hier zu Lande erlaubt ist, ein Wörtlein mitzusprechen, so sage ich: „Schreiben lassen und schreiben!“ Und später schreibt er abermals: „So sage ich (mit Wieland) leben lassen — und leben.“

Der Vorschlag zur „Güte“ entstammt ebenfalls dem 18. Jahrhundert, wie auch „ein Lebriges tun“, welche beide von Wieland benutzt werden; „Das Gewerbe leidet darunter, wenn wir nicht ein Lebriges tun, wie meine Schwaben sagen.“

„Aus den Augen, aus dem Sinn“ wird in sehr ähnlicher Fassung bereits in den Elegien des Sextus Propertius (um 49–15 v. Chr.) nachgewiesen. Eine Anwendung aus 1784 durch Schubart ist interessant, weil darin der Begriff des Böbels in einer recht modernen Weise ausgedehnt ist. „Bohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn, denst der studierte, wie der unstudierte Böbel“ Der neuere Sprachgebrauch des Volkes lenkt einen gebildeten reichen Böbel seit langem. Man wendet das Wort auf die oberflächliche, nur äußerlich gebildete heutige Gesellschaft an, die als „Schauböbel“ z. B. bei Fürstenbesuchen die Linden plantieren.

### Kulturgeschichtliches.

Die ältesten Werkzeuge der Menschheit. Mit besonderem Interesse wendet sich der Menschengeist den frühesten Ahnungen und Dämmerungen der Kultur zu, jenen winzigen Anfängen der Urzeit, die doch die Grundlage bildeten für die Zivilisation. Eine ganze große Wissenschaft der Prähistorie ist entstanden, der es mit unendlicher Mühe gelungen ist, aus den vorgegeschichtlichen Funden wenigstens in großen Umrissen eine Vorstellung von jenen ersten tastenden Schritten zu gewinnen, die der Mensch zur Eroberung der Welt gemacht hat. In der Sammlung Götschen gibt einer der Vertreter dieser Wissenschaft, Prof. Moriz Hoernes, in drei Bänden einen Ueberblick über alles das, was wir heute von der Kultur der Urzeit wissen, er beginnt mit einer Darstellung der „vornmetallischen“ Zeiten, mit den Kulturen der älteren Steinzeit in Europa, in denen die frühesten künstlichen Werkzeuge von Menschenhand entstanden sind. Während aus der ersten und zweiten Eiszeit keine

sicheren Kulturreste stammen, treten in der Zwischenzeit zwischen der zweiten und der dritten Eiszeit, in der Periode der sogenannten Kulturstufe von Chelles, die ersten kunstgerecht von Menschenhand zurechtgeschlagenen Steinwerkzeuge auf. Diese ältesten Werkzeugformen der Menschheit, die zu Chelles, einem Ort im nordfranzösischen Departement Seine-et-Marne, gefunden wurden, lassen sich unter dem Gesamtnamen des Faustkeils zusammenfassen. Aus einem größeren Stück harten Gesteins, am liebsten Feuerstein, wurden durch großes Verhauen breite, handliche Instrumente gestaltet, die mannigfache Verwendung fanden. Mit diesen bald mehr mandelförmigen oder lanzettförmigen, bald oval, dreieckig oder ähnlich gebildeten Keilen konnte man entweder stechen und bohren oder schneiden und schaben, auch wühlen und schlagen. Das Ende, das man in der Hand hielt, war dick und rundlich. Außer diesem plumpen Chelles-Keil gab es zur selben Zeit, ja sogar schon etwas früher, kleine Werkzeuge in Gestalt von Splintern und Spänen, die beim Zerhauen der Feuersteine entstanden und ganz roh in Gebrauch genommen wurden.

Der alte Faustkeil wird dann zuerst feiner, leichter und mannigfacher gestaltet in zwei Perioden, die man nach den Hauptfundorten der Kulturstufen von St.-Acheul und von Le Moustier genannt hat. Es sind Produkte der letzten Eiszeit und neben diesen Faustkeilen erscheinen schon andere Werkzeugformen, namentlich leichte Handspitzen und grobe Schaber aus Feuerstein. In immer reicheren Bescheidenheiten sind nun die Instrumente gearbeitet; sie verraten feinere Hände und gesteigerte Bedürfnisse, die wohl dadurch hervorgerufen wurden, daß die große Kälte die Menschen zwang, Höhlen als Wohnstätten zu benutzen und sich Kleider zu machen. Es werden nicht mehr rohe Keile aus dem Feuerstein herausgehauen, sondern kleinere Spaltstücke werden abgeschlagen und an den Rändern durch sogenannte Retuschen gesformt. Das Formen der Schlag- und Spaltstücke geschieht nicht nur durch Hiebe, sondern hauptsächlich bei feineren Arbeiten, durch Druck, wobei kleinere und kleinste Teilchen von den Rändern und der Oberfläche abgeprengt werden konnten, ohne damit das Werkstück zu gefährden. Diese Technik entwickelt sich immer mehr und reicht bis zur jüngeren Steinzeit; sie gelangt schließlich zu jener kunstvollen Formgebung des Feuersteins, die man an den sogenannten „gemuschelten“ Klingen der älteren und jüngeren Steinzeit bewundern kann. In der Kulturstufe von Le Moustier besitzt der primitive Mensch an neuen Steingeräten den Hohlhahner, Krager und Lochbohrer, und er erlernt bereits langsam, die Hartteile der von ihm erlegten Tiere, Knochen, Zähne, Geweihe, zu Werkzeug und Schmuß zu verarbeiten.

In der jungpaläolithischen (jüngeren Stein-) Zeit ist die erste Kulturstufe die von Aurignac. Der Faustkeil ist hier aufgegeben; statt dessen treten Kappen- und keilförmige Schaber auf, einfache und doppelte Hohlhahner, mit denen man Holz- und Knochenlässe glätten konnte, zierliche Messerchen mit stumpfen Niden, feingespitzte Bohrer und starke Sichel. Daneben erscheinen Knocherne Nadeln, Pfriemen, Spaten und dünne Wurfspeerspitzen, die zum Teil aus Stein bestehen, zum Teil bereits Knochen sind. In der Stufe von Aurignac findet auch schon Elfenbein in ausgedehntem Maße Verwendung; die Stoßzähne des Mammuts und Reintierhörner sind das beliebteste Material für die Schnitzkunst, die rasch zu einer hohen Blüte gelangt. Hier liegen die Anfänge der primitiven Kunst, der bald eine reiche Entwicklung beschieden war. In der jüngsten Reintierzeit, dem sogenannten Magdalénien, das seinen Namen nach den Funden in der Höhle La Madeleine bei Dursac im südfranzösischen Dordogne-Departement erhalten hat, ist eine reiche Fülle primitiver Werkzeuge ausgebildet. Die Feuersteingeräte sind von sehr feiner Arbeit; unter ihnen finden sich zahllose kleine „Federmesserlingen“, winzige runde Krager, die vielleicht reicherweise als Zähne oder Schneiden an Sägen, Speerspitzen usw. eingesetzt wurden. Sehr mannigfaltig sind die Schnitzwerkformen der Madeleinezeit; da gibt es Harpunen aus Reintierhorn, Meißel, Nähnadeln mit feinen Nadeln, Stednadeln mit Knöpfen usw.

### Aus dem Pflanzenleben.

Wie man Blumen frisch erhält. Mit dem Eindringen der Warmwasserheizung in die modernen Wohnhäuser beobachtet die Hausfrau häufig, daß geschnittene Blumen, die sich früher oft mehrere Tage lang frisch erhielten, außerordentlich schnell verwelken. Es gibt aber ein ausgezeichnetes Mittel, die Lebensdauer geschnittener Blumen und ihre Frische zu verlängern. Im Gegensatz zu dem bekannten Hausmittel, das einen leichten Zufuß von Salz in das Wasser empfiehlt, wird darauf hingewiesen, daß das wirksamste und am besten geeignete Mittel der Zufuß von Zucker ist: in Zuckerwasser kann man die Lebensdauer der Blumen verdoppeln, ja, sogar verdreifachen. Der Zuckersufuß muß jedoch, um voll zu wirken, ziemlich stark sein. Dabei ist es interessant, zu beobachten, daß einzelne Blumen auf den Zucker verschieden reagieren. Bei Rosen ist z. B. ein Zuckersufuß von 7–10 Proz. am wirksamsten, Gelbblat fordert 14 Proz., Chrysanthemem aber sogar 15–17 Proz., bei Nelken muß der Zuckersufuß 10–15 Proz. betragen. Es zeigt sich dann auch, daß die Knospen der in Zuckersufuß bewahrten Blumen sich schneller entfalten, als die in gewöhnlichem Wasser stehenden. Zugleich aber wächst auch die Größe der aufspringenden Blüten. Für gewisse Blumen eignet sich jedoch der Zuckersufuß nicht. Zu ihnen gehören der Flieder, Pelargonien und Lilien, die sich in gewöhnlichem Wasser am besten erhalten.